

20/

Adams, km.

Ein Rückblick auf  
das Jahr 1806.

Wie ist der Zusammenbruch  
Preussens zu erklären?

Vortrag, gehalten von  
Offizierkapitän zu Lauban

von



Major Balke.

1906.

Max Baumeister, Lauban.



7969 s

943.0



ZBIORY SLASKIE

Akc K. Nr 881/74/S



Jena oder Sedan? So lautet die Frage, welche vor nicht langer Zeit in Form eines Romans an uns gestellt wurde. Während ein Teil der Presse von vornherein alle Schuld an der Niederlage von Jena auf die Armee abwälzte, weil sie das Unglück nicht zu verhindern vermocht hatte, so war doch auch eine andere Strömung vorhanden, welche die preussischen Offiziere in Schutz nahm und zeigte, dass das Unglück von Jena doch wohl nicht in vollem Umfange der Armee allein zur Last gelegt werden könne. Während ein Teil der Kritiker glaubte, dass die Armee auch jetzt wieder auf dem Wege zu einem neuen Jena sei, weisen andere auf die Begeisterung hin, mit der unsere waffenfrohe Jugend nach Südwest gezogen sei. Es ist gesagt worden, dass die hohen Verluste an Offizieren in Südwest-Afrika (138) das beste Zeugnis ablegen, dass für uns in Zukunft ein Jena ausgeschlossen wäre. Wir dürfen uns in dieser Beziehung keinen Selbsttäuschungen hingeben, denn die Offizier-Verluste im Jahre 1806 waren auch aussergewöhnlich hoch. Von einer Armee von 80 000 wurden 19 Generale und 540 Offiziere in den Schlachten von Jena und Auerstädt getötet und verwundet, mehr als das V., XI. und die beiden bayerischen Armeekorps bei Wörth an Offizieren eingebüsst haben. So tapfer hatten die preussischen Truppen in der Doppelschlacht gekämpft, dass bei Jena Napoleon die ihm gegenüberstehenden 53 000 auf 100 000 Mann schätzte und dass Davoust, dem 49 000 Preussen gegenüber gestanden hatten, dem Kaiser Napoleon meldete, dass er einen Sieg über 80 000 davongetragen hätte. Teuer hatten die Franzosen den Sieg von Auerstädt erkaufte. Das Korps Davoust selbst verlor von 28 000 Mann 258 Offiziere und 6794 Mann, ein volles Viertel seines Bestandes. Wenn wir uns nun fragen, was sind die Ursachen des Zusammenbruches im Jahre 1806, so ist zunächst hervorzuheben, dass ein tüchtiges, patri-

otisches, opferwilliges Volk auch stets mit einem gleichen Heere zusammen lebt. Heer und Volk stehen, wie verschieden die Ergänzungsmethoden auch sein mögen, in engen Wechselbeziehungen zu einander. Verhängnisvoll war, dass, als das alternde Europa durch den Sturmwind der französischen Revolution erschüttert wurde, an der Spitze des preussischen Staatswesens eine Persönlichkeit wie Friedrich Wilhelm III. stand. Durchaus friedfertig veranlagt, hatte er fast eine unüberwindliche Abneigung gegen den Krieg. Noch im Jahre 1797 schrieb er: „Ich verabscheue den Krieg, was alle Welt weiss und kenne kein grösseres Gut auf Erden, als die Erhaltung des Friedens und der Ruhe als den einzigen Weg zur Glückseligkeit des Menschengeschlechts.“

Das Unglück war, dass dem König Friedrich Wilhelm III. bei einem ausgesprochen scharfen Verstande und guter Einsicht die nötige Tatkraft fehlte. Wenn er noch 1804 eindringlich vor halben Massregeln gewarnt hatte, so ist er es gerade, der 1805 und 1806 zu diesen halben Massregeln greift. Gute Einsicht und Urteilsfähigkeit standen bei ihm nicht im Einklang mit der Tatkraft, vor allem fehlte ihm das Vertrauen zur eigenen Kraft. Es ist eine Hamletnatur, die das Gute will und erkennt und der doch die Kraft zum Vollbringen fehlt. Verhängnisvoll war es ferner, dass der König sich während des Feldzuges im Hauptquartier aufhielt, zwischen den widerstrebenden Ansichten im Hauptquartier, zwischen Hohenlohe und Braunschweig dauernd vermitteln musste. Ein Monarch, welcher sich im Hauptquartier befindet, und nicht dem Führer mit fortgesetzt tatkräftigen Entschlüssen zur Hand gehen kann, kann nicht beanspruchen, dass er dauernd gehört, dauernd berücksichtigt werde. Ich möchte mir erlauben, eine Aeusserung des General-Feldmarschalls Moltke gelegentlich der Operationen der französischen Rheinarmee 1870 anzuführen. „Der Monarch, welchem der Staat mit seinen Hilfsmitteln zur Verfügung steht, hat nur dann seinen richtigen Platz an der Spitze der Feldarmee, wenn er es vermag, selbst der Führer seiner Heere zu sein und die schwere Verantwortlichkeit für Alles, was im Felde geschieht, selbst zu übernehmen. Treffen diese Voraussetzungen nicht zu, so muss seine Anwesenheit bei der Armee stets lähmend wirken.“

Noch immer hatte Marschall Bazaine Rücksicht zu nehmen auf die Sicherheit des Kaisers, auf die Meinungen von dessen Umgebung, auf die Ratschläge derer, welche nicht zurückgehen wollten, aber auch die Folgen des längeren Stehenbleibens nicht zu verantworten hatten. Um unbeeinflusst seine Entschlüsse fassen zu können, musste der Marschall dringend wünschen, dass der Kaiser und mit ihm ein zahlreicher Tross unbefugter Ratgeber die Armee verlasse. Denn nur ein Wille darf die Operation lenken, beeinflusst von verschiedenen, wenn auch an sich wohlge-meinter Ratschlägen, wird dieser Wille an Klarheit und Bestimmtheit immer verlieren, wird die von ihm abhängige Heeresleitung unsicher werden. Die folgerichtige Durchführung eines Gedankens, entspricht derselbe nur einigermaßen den gegebenen Verhältnissen, wird eher zum Ziele führen als ein Abspringen zu immer neuen Plänen, schon deshalb weil die im letzteren Falle unvermeidliche Gegenbefehle auf das Vertrauen und die Kräfte der Truppen stets nachteilig wirken müssen.“ Dass der König schliesslich im entscheidenden Momente zögerte, bei Auerstedt selbst den Oberbefehl zu ergreifen, dass er kein Verständniss hatte für die Worte Friedrichs des Grossen, welche dieser auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf sprach: „Wir müssen hier alles versuchen und ich muss hier wie jeder andere meine Schuldigkeit tun,“ das war ein Fehler seines Charakters.

Unselbständig, wie der König war, war er ein Produkt der öffentlichen Meinung. Im Volke gefiel man sich damals in philanthropischen und humanistischen Ideen, welche jede frische Tat durch des Gedankens Blässe lähmten, allgemein die Rüstungen als Barbarei bezeichnete und durch eine Aufklärungs-Presse angeregt, dauernd die Gemüter der Gebildeten bewegte. Es ist für uns interessant zu sehen, wie gerade in der Presse diese Sache zum Ausdruck kam. Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1805 sein Heer zurückrief und demobil machte, da fand dies allgemeine Zustimmung und der Kriegsrat von Held fühlte sich veranlasst, diesen Entschluss des Königs in einem Gedicht zu preisen:

„Friedrich Wilhelm, ruf es wieder, ruf dein tapfres Heer zurück!  
Lass uns sein der Franken Brüder, so gebet es das Geschick!“

Den sozialpolitischen Zustand vor der Katastrophe kann man nicht treffender schildern, als es der schärfste Beobachter unter den

Zeitgenossen, Karl von Clausewitz, getan hat. Er beleuchtet nach der Niederlage die Schäden im alten Staatswesen mit aller Schärfe, sagt aber dann:

„Der Verfall, von dem wir gesprochen haben, war hauptsächlich ein Verfall der Regierungsmaschine, nicht des ganzen gesellschaftlichen Zustandes. Das Volk befand sich unstreitig augenblicklich ganz wohl in seiner Haut. Handel und Wissenschaften blühten, eine gelinde, liberale Regierung gestatteten dem einzelnen eine grosse Freiheit des Lebens, und die ganze Nationaltätigkeit schritt ruhig zu grösserem Wohlstande fort.

„Wenn dies letztere nicht mit so schnellen Schritten geschah wie eine freisinnigere Einrichtung der bürgerlichen Verhältnisse erlaubt und befördert haben würde, so war das eine Unvollkommenheit, die kaum gefühlt wurde, weil nur wenige sie kannten. Unter diesen Umständen konnte im preussischen Staat kein ernstliches Missvergnügen herrschen, und war auch in der Tat, wenn man die polnischen Provinzen ausnimmt, nicht darin zu finden. Wenn also der finstere Ernst der norddeutschen Natur auch oft über schwere Zeiten klagte, und klügelnde Staatsphilosophen über die bestehenden Einrichtungen spöttelten, so war doch im ganzen die Anhänglichkeit an den Staat, noch mehr aber an das regierende Haus, nicht zu verkennen. Hätte Preussen in beständigem Frieden fortvegetieren können, so würde man keine Mängel gespürt haben.“ \*)

Die preussische Politik war in falsche Bahnen gelenkt worden durch den billigen Erwerb Polens. Ländererwerb ohne blutigen Kampf, das war das Ziel, was sich die preussische Staatsleitung steckte. „Eine Politik, die gern im Trüben fischt, ist ein gefährliches Ding, sie ist nur nützlich, wenn eine grosse Entschlossenheit und Kraft damit verbunden ist, denn ohne zu fürchten, werden uns die Leute nicht erlauben sie zu überlisten.“ (Clausewitz)

Preussen war durch Friedrich den Grossen die Vormacht des Protestantismus in Deutschland geworden. Aber gerade seine zweideutige Politik, welche versuchte, auf Kosten der Nachbarn das

---

\*) Von Clausewitz, „Nachrichten über Preussen in seiner grossen Katastrophe“, Kriegsgeschichtliche Einzelheiten, herausgegeben vom Grossen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte, Heft 10, S. 429/430.

eigene Gebiet zu vergrössern, musste die Bedeutung der Stellung Preussens als Vormacht lähmen. Nun kam 1792 das Zurücktreten Preussens aus der Reihe der Koalition in dem Frieden zu Basel. Aber der üble Gang der äusseren Angelegenheiten des Staates die unselige Neutralitätspolitik seit dem Baseler Frieden hätte, so meint man heute, doch zum mindesten allen ernstesten Leuten die Augen öffnen müssen. Man mag die zweideutige Haltung Oesterreichs und Russlands bei der polnischen Teilung, die Gefahr, die von diesen beiden Kaisermächten drohte, wohl als eine Erklärung für den Abschluss des Separatabkommens mit Frankreich anführen. Immer bleibt übrig, dass Preussen das linke Rheinufer preisgab und ihm nur der schlechte Trost blieb, Oesterreich werde die Franzosen vielleicht noch ohne seine Hilfe von diesem vertreiben. Friedrich hatte auch in den Zeiten der grössten Not niemals seine Zustimmung zur Aufgabe deutschen Landes gegeben.

Als gar nach dem Abschluss mit Frankreich Oesterreich den Kampf mutig fortsetzte und in Erzherzog Karl einen jugendlichen Helden fand, dessen Waffentaten bald hohen Ruf erwarben und in ihm den Retter der deutschen Nation erblicken liessen, da verfielen Preussen und seine Politik der allgemeinen Missachtung. Doch man würde sehr irren, wenn man annehmen wollte, dass es sich hier lediglich um Fehler der Staatsgewalt gehandelt habe, die vom eigenen Volke verurteilt wurden.“

„Es war die Schuld nicht einzelner Männer, sondern des gesamten Volkes, das, einmal durch einen grossen Mann aus seinem politischen Schlummer aufgerüttelt, sich wieder in ein waches Traumleben verlor und wieder lernte, mit gelassenem Wohlgefallen an seiner politischen Zukunft zu verzweifeln.“ \*)

Alle Räte des Königs hatten längst nach dem Frieden verlangt, ja nach einem Bündnis mit Frankreich, das der König freilich zunächst noch zurückwies.

Im Jahre 1803 besetzten die Franzosen unter Mortier ohne Einspruch Preussens das Kurfürstentum Hannover, im nächsten Jahre unternahm Bonaparte seine Huldigungsreise durch deutsches Land. Jetzt kam das Jahr 1805. Es war die denkbar günstigste Lage, um aus der schweren Zeit durch frisches, kräftiges Handeln

---

\*) Treitschke, „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.“ I. Teil S. 138.

herauszukommen. Unglückseligerweise wurde diese Politik nicht ergriffen. Anstatt sich mit der verbündeten russisch-österreichischen Armee zu vereinigen, marschierte man in Thüringen auf, um einen Druck auf die Entschliessung des Kaisers auszuüben. Anstatt sich frisch und frei der Koalition anzuschliessen, griff man zu bewaffneter Vermittlung (3. XI.) und bot diese Napoleon an durch Haugwitz, der aber nebenher bestimmte Weisung erhalten hatte, unter keinen Umständen es zu einem Krieg mit Frankreich kommen zu lassen. Es war ein vollständiges Verkennen des Charakters des Kaisers Napoleon, wenn man glaubte, dass er ungestraft Preussen dieses hingehen lassen würde. Während in den ersten Tagen des Jahres 1806 die preussische Armee noch vollständig mobil blieb, äusserte Napoleon in allen Gesprächen und Veröffentlichungen den Wunsch nach dem grössten Einvernehmen mit Preussen. Da liess der König sich verleiten, (24. I. 1806) die Demobilmachung des Heeres anzusprechen, obwohl die französischen Korps noch kriegsbereit in Süddeutschland standen. Hiermit war Preussen gezwungen, bedingungslos die Vorschriften Napoleons anzunehmen; er verlangte Besitzergreifung Hannovers und Abschluss der Nordseeküste gegen England. Das war der Krieg mit England.

In der Armee griff die tiefste Niedergeschlagenheit Platz, und auch diejenigen Männer, die bis dahin noch das Beste gehofft hatten, gaben sich stummer Verzweiflung hin: „Zum letzten mal hat der schwarze Adler seine Flügel über uns geschwungen und uns zu Taten gemahnt, diese Gelegenheit wird nie wieder kommen.“ So äusserte sich Rüchel schwerbedrückten Herzens zu einem seiner Adjutanten. Scharnhorst's trübe Ahnungen sind bekannt.

Aber die Zahl der Klarblickenden war auch jetzt noch gering. Die öffentliche Meinung träumte von einem neuen Triumph der Sache des Friedens. Am 2. Jannar des Jahres 1806 feierten die „Berlinischen Nachrichten“ die jüngste Tat der Haugwitz'schen Politik mit schwungvollen Versen:

„Ein Schreckensjahr für mächt'ge Nachbarstaaten  
Steht nun durchstrichen in des Schicksals Buch!  
Im Sarkophag der Zeit deckt seine Thaten  
Ein blut'ges Leichentuch.  
Den Todesgöttern dampften Opferherde  
Und Menschenopfer waren ihr Tribut!

Ergrimnte Völker färbten Meer und Erde  
Mit andrer Völker Blut.  
Doch Preussens Schutzgeist, mit Minervens Schilde,  
Mit Mavor's Schwert in kampfgeübter Hand,  
Trat schirmend vor — und schied vom Schlachtgefilde  
Sein schutzbefehltes Land.“ U. s. w.

„Wir haben das Glück des Friedens mit wahren grossem Ruhme herbeigeführt“, schrieb selbst ein begabter Militär. Diplomatie und Presse wetteiferten in der Ueberzeugung, dass Napoleon, nachdem er seinen Kaiserthron gefestigt habe, nur noch von friedfertigen Absichten beherrscht sei. Man verglich ihn mit Karl dem Grossen. „Wenn der Kaiser noch etwas auf seine Minister hört, wird er dem Kontinent einen soliden Frieden geben,“ berichtete der preussische Gesandte Luchesini am 18. Februar 1806 nach Berlin und man hörte es dort gern.

Kaum traut man seinen Augen, wenn man in jener Zeit, wo die Welt in Waffen starrte, in die norddeutsche Presse und Literatur hineinblickt. Schon hatte Napoleon das übermütige Wort gesprochen: „Man sage mir, was man wolle, Preussen ist in die Reihe der Mächte zweiten Ranges herabgesunken,“ und er wartete lediglich auf den passenden Augenblick es zu vernichten. Ueber die Rückgabe Hannovers an England pflog er geheime Verhandlungen, als ob Preussens Rechte gar nicht vorhanden wären. Trotz alledem schwelgte die grosse Menge in Friedensseligkeit und Friedensvertrauen. Wie ein Märchen klingt es, dass damals die Frage erörtert wurde, ob stehende Heere notwendig seien oder nicht, ja, dass man über die Möglichkeit des ewigen Friedens lebhaft philosophierte. „Noch nie war eine Epoche im Zusammenhange aller Umstände mehr geeignet, dieses grosse, die Menschheit beglückende Projekt zu realisieren, als die jetzige,“ hatten die „Berlinischen Nachrichten“ vom 9. Mai 1805 erklärt. Der Einwurf, dass der ewige Frieden ein Hirngespinnst sei, wurde mit dem Hinweis auf Friedrichs Fürstenbund und — auf Napoleons Aeusserungen zurückgewiesen, der die Nationen des Abendlandes

---

<sup>1</sup>) Bardeleben nach Treitschke, „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.“  
I. S. 229.

<sup>2</sup>) Max Lehmann, „Scharnhorst“, I. S. 355 u. ff.

für eine Familie und einen Krieg zwischen ihnen für einen Bürgerkrieg erklärt haben sollte. „Liegt in diesen Worten nicht ein Keim, der, gehörig gepflegt, zu einem Baum entsprossen könnte, unter dessen Schatten unsere Enkel sicher ruhen und der goldenen Frucht, die er hoffen lässt, sich erfreuen sollten, — setzt eine salbungsvolle Philisterseele der Aufklärungsperiode hinzu. Den König deklamierte das Militärjournal „Minerva“ noch 1806 an: „Gib Frieden uns!“ Der Irrtum der Diplomaten war jedenfalls ein Irrtum vieler, die in Napoleon einen philanthropisch gestimmten Retter der Gesellschaft und der vielgeliebten bürgerlichen Ruhe sahen.

Wenn jemals, so ist es durch die Zeit vor Jena erwiesen, dass es im Volksleben nicht möglich ist mit dem besten Willen den Frieden aufrecht zu erhalten, wenn der Nachbar es nicht will, dass nicht der Friede das höchste Gut ist, sondern dass der Staat alles daran setzen muss, sein Selbstbestimmungsrecht zu bewahren. Die Massnahmen Napoleons gingen nun ganz darauf hinaus, Preussen vollkommen zu isolieren. Er hatte mit Oesterreich Frieden geschlossen, die russische Armee hatte die Grenze von Mähren wieder überschritten, Preussen befand sich mit England und Schweden im Kriege, die süddeutschen Staaten waren durch Bildung des Rheinbundes an Frankreich gefesselt. Erst als man in Preussen erkannt hatte, dass Napoleon die Bildung eines Nordbundes zu hintertreiben versuchte, da war es klar, dass auch Preussen in die Lage kommen müsse, das Schwert zu ziehen. Die Furcht von Napoleon überfallen zu werden, führte im Sommer 1806 zur Einleitung der ersten Massnahmen einer neuen Mobilmachung. Wie richtig hatte der König vor „Demi-mesures“ gewarnt. Nun geschah doch nur Halbes, anscheinend um sich auf den Krieg vorzubereiten, aber auch andererseits um nicht den Gegner herauszufordern. Wie unterschätzte man im Vertrauen auf die Siege Friedrich des Grossen den Wert der Zahl. Die französische Armee zählte 160 000 Mann. Wenn Preussen alle verfügbaren Streitkräfte und die Streitkräfte aller verbündeten Staaten herangezogen hätte, wäre es möglich gewesen, in Thüringen 210 000 Mann zu vereinigen. Wir finden aber nur eine Armee von 120 000—130 000 Mann, immobil waren geblieben 71 000 Mann, dann blieb ferner für die ersten Operationen eine Reserve von 16 000; in Hannover,

Westfalen, Ost- und Westpreussen verblieben 9600 und von kleinen Staaten wurde versäumt, 12000 heran zu ziehen. Rechnet man die 12500 Mann, die unter dem Herzog von Weimar vor der Entscheidung detachiert wurden, so sieht man, dass Preussen mit 210 500 durchaus günstige Aussichten hatte, den Kampf mit den 160 500 Mann Napoleons aufzunehmen, namentlich wenn diese, wie es tatsächlich geschah, nur bruchstückweise am 13. Oktober an der Saale eintrafen. Wie ganz anders handelt Moltke 1866! Doch von alledem geschah nichts, man verzichtete geradezu auf die Mitwirkung der kleinen Staaten. Sachsen folgte halb gezwungen, Weimar schloss sich freiwillig an, Hessen erst im letzten Augenblick, als die französischen Kolonnen schon im Vormarsche waren. Dem Herzog von Braunschweig, welcher sich von vornherein bereit erklärt hatte, mit seinen Streitkräften auf Seiten Preussens zu stehen, riet der König neutral zu bleiben, um im Falle eines Unglücks wenigstens seine Souveränität zu bewahren. Anstelle von 210 000 sehen wir nur ein Heer von 120 000 auf der Walstatt erscheinen. Aber die preussische Armee von 1806 war keineswegs schlechter oder besser als die andern Heere des Festlandes. Sie hätte es unzweifelhaft gegen die österreichische oder russische Armee aufnehmen können. Sie hatte mit den übrigen gemeinsam ein veraltetes Offizierkorps, sie hatte gemeinsam mit ihnen die Art der Ergänzung, sowie eine übermässige Vorliebe für Exerzieren, während wenig Wert auf Felddienst und kriegsgemässe Uebungen gelegt wurde. Es mutet uns jetzt ganz eigenartig an, dass die preussische Infanterie damals 108 Griffe in tadelloser Präzision nacheinander nach dem vorgetretenen Flügelmann des Bataillons ausführte. Noch seltsamer ist es, wenn wir folgendes in einem Bericht lesen: Man machte die Bataillone zu Linealen, die auf dem Terrain hin- und hergeschoben wurden. Und so weit ging der Unsinn einiger General-Inspektors, dass sie an die Kurzgewehre der die Fahnen begleitenden, also vormarschierenden Unteroffiziere eine Art von Astrolabien anschnieden liessen und in dem Wahne standen: „Nun könne es ihnen nicht fehlen, ihren Vormarsch senkrecht auf die Grundlinie vollenden zu können.“ . . . Das geschah kurz vor der Schlacht von Jena. Es war also das Exerzieren Selbstzweck geworden und nicht mehr Mittel zum Zweck, aber im Auslande sah man noch immer in der preussischen Armee die Armee Friedrichs

des Grossen. Es ist erklärlich, dass mau nach einer Niederlage in allererster Linie das Offizierkorps verantwortlich machte. So war es in Frankreich 1870, in England nach dem Burenkriege und so ist es jetzt auch in Russland. Aber wenn wir gerecht sein wollen, so müssen wir feststellen, dass wohl selten in einem Offizierkorps so viele Arbeit herrschte und soviel Tüchtigkeit, wie damals in unserem Offizierkorps. Die gehässigen Nachrichten über das Leben im Offizierkorps stammen zum Teil aus sensations-süchtiger Feder. Da ist von bodenloser Selbstüberschätzung und Unterschätzung des Gegners, von Ueberhebung gegen alle anderen Stände, von Ueberwucherung des Luxus und des Wohllebens, auch von Vernachlässigung des Dienstes und von einem Vergessen der eigentlichen Bestimmung des Heeres sehr oft die Rede.

Als ein besonderer Schwarzmalerei ist der Bischof Eilert \*) zu erwähnen. Ausdrücke wie: rohe, unwissende Offiziere, stets geprügelte Soldaten, Generale, die sich durch hochmütige Verachtung aller Zivilkreise auszeichnen, sind in seinem Buch zu Dutzenden zu lesen. Die Garnisonen sind Gefängnisse, die Kasernen Stätten des Elends. Einen Oberst lässt er beim Ausmarsch gegen Frankreich sagen: „Nehmt keine Säbel mit, Knüppel werden hinreichen“. „Nie hatte man weniger Ehre, als damals, wo das Wort auf Ehre am häufigsten im Munde war.“ — „Die fliehende (!) preussische Armee wird wie Spreu vor dem Winde von den tapferen Franzosen zerstreut.“ — „Es war ein Unglück, eine Schande, in der preussischen Armee zu dienen“ — und so noch an vielen Stellen. —

Ähnliche Schilderungen sind nun in die meisten der später erschienenen geschichtlichen Werke übergegangen, z. B., in „Leben Steins“ von Pertz; von Klippel im „Leben Scharnhorst's“, sogar in Droysens „Leben Yorks“. Im „Leben Blüchers“ von dem mir sonst sehr sympathischen Johannes Scherr wird die Armee „die groteske Blüthe des Junkertums, eine Prachtentfaltung seiner Dummheit und Ueberhebung“ genannt. Nur merkwürdig, dass alle diese dummen Junker 1813 die Armee ebenfalls geführt haben.

---

\*) Eilert, „Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben Friedrich Wilhelms III.“ Magdeburg, 1843—1846.

Alle diese schroffen und übertriebenen Urteile basieren aber auf den Schriften, welche gleich oder einige Jahre nach der Niederlage erschienen sind, patriotischen Schmerz und Zorn, aber auch Schadenfreude verraten. Zwei der hauptsächlichsten Quellen sind die „Vertrauten Briefe“, \*) welche unter anderem von wurmstichigem Holz, unerhörtem Müssigang, Lasterhattigkeit, Spielwut, unnützer Staatsbürde als Charakteristikum des Offizierstandes sprechen.

Ferner: „Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preussen bis zum 14. Oktober 1806,“ welches Buch 1808 in Berlin erschien, schilderte in derselben Weise und Goltz erklärt, dass ein Vergleich der viele Jahrzehnte später erschiene-Bücher mit jenen eine vollständige Uebereinstimmung der Ansichten erkennen liesse. Manche Sätze fänden sich sogar wörtlich wiedergegeben. Daran schmiegte sich dann die Erzählung zahlreicher Anekdoten und Schmachgeschichten, die in den „Feuerbränden,“ im „Freimütigen“ und vielen anderen Journalen und Broschüren zum Besten gegeben wurden, deren Unwahrscheinlichkeit und Unmöglichkeit für den, der Kriegsverhältnisse wirklich kennt, auf der Hand liegen.

Man schildert die mit gesenkten Köpfen daherziehenden bezopften Soldaten, mit ihren disziplinlosen verwahrlosten Offizieren, ihren einschlafenden alten Generalen, die Luxusgegenstände die mit ins Feld geschleppt wurden, u. s. w.

Alle Schriftsteller folgten freilich nicht dieser legendenhaften Strömung, wie schon Varnhagen von Ense in seinem „Leben Blüchers,“ welcher von den grössten Kräften und besten Gesinnungen in der damaligen preussischen Armee spricht, vor allem aber Treitschke \*\*), der auf das junge frische Leben in der Armee kräftig hinweist.

Als Beweis für den Geist der Ueberhebung im Offizierkorps wird immer angeführt jene Scene vor dem Hotel des französischen Gesandten in Berlin. Junge Offiziere des Regiments Gensdarmes sollen an den Treppenstufen ihre Säbel gewetzt haben. Es ist

---

\*) Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. Amsterdam und Cöln 1807.

\*\*) Deutsche Geschichte vom 19. Jahrhundert. S. 153.

dies doch nur ein übermütiger Streich, wenn er überhaupt wahr ist; aber er lässt sich garnicht einmal beweisen. Und was von der Ueberhebung gesagt ist, so glaube ich, wird man gerade das Gegenteil sagen müssen. Sehr bezeichnend für die jämmerlichen Zustände sind Vorgänge in Breslau. (1793). Ein ungarischer Schneidergeselle hatte gegen die Zunftgesetze verstossen und wird nach Recht und Gesetz aus Breslau ausgewiesen. Die übrigen Herren Schneidergesellen bemerken das übel, es kommt zum Krawall, der Polizeichef requiriert Militär und da die Truppe nicht sofort eingreift, wird sie verhöhnt. Man beschimpft die Artilleristen, ihre Geschütze seien mit Mondschein und Butter geladen. Die Kavallerie wird zurückgedrängt, schliesslich wird von der Truppe Feuer gegeben, einzelne Leute erhalten Verwundungen. Trotz diesser Vorkommnisse wird der Polizei-Chef beseitigt und den Schneidergesellen Strafflosigkeit zugesichert. Um aber die Herren Gesellen noch weiter zu versöhnen, wird der Ausgewiesene durch einen Regimentsadjutanten und einen Kammerreferendar feierlichst zurückgeholt und ihnen vor allen Herbergen ein Willkommen zugebracht. Die Bestattung der in dem Krawall Getöteten fand unter Militärmusik statt. Natürlich ist es, dass sich nach wenigen Jahren ähnliche Vorkommnisse wiederholten und nur noch viel schärfer unterdrückt werden mussten.

Aber viele der Stimmen, welche die Verrottung nach der Niederlage nicht dunkel genug malen konnten, hatten sich vorher förmlich in der Verherrlichung der preussischen Armee überboten.

Die begeisterten Aeusserungen, die sich 1805, als „Preussen das Schwert zog, um Frieden zu stiften“, \*\*) und 1806 vor dem Ausbruch des Krieges in den Zeitschriften, Briefen und Urteilen hervorragender Männer nicht nur über die Schönheit, sondern auch den kriegerischen Geist, die Haltung der Truppen und die Ausbildung der Offiziere finden, zählen nach Legion und stehen also in schreiendem Gegensatz zu den Aeusserungen nach dem Feldzuge.

Der „Freimütige“, „Hamburger Korrespondent“, die „Spenerische Zeitung“ sprechen sich in diesem Sinne aus. Nicht nur Möllendorf, Rüchel, sondern auch Blücher, Scharnhorst, Clausewitz

---

\*\*) „Freimütige“, Jahrgänge 1805, 6. 7. Goltz, S. 182.

sagen aus, dass bei Ausbruch des Krieges ein sehr guter Geist herrschte, und dass die Truppen in vollkommener Disziplin und Haltung ihre Märsche ausführten. Erst als das Verpflegungssystem ganz versagte, griff der Soldat da und dort zur Selbsthilfe. — Schon 1778 führten die „Bemerkungen über die Kriegsverfassung der preussischen Armee“ in Cöln erschienen, die Urtheile über die unmenschliche Behandlung der preussischen Soldaten auf das richtige Maass zurück.

Mit Bezug auf die Urtheile, welche nicht nur über das preussische Heer, sondern auch über den Staat nach Jena von vielen Schriftstellern gefällt wurden, sagt die „Minerva“ (historisch-politisches Journal), in einem Artikel von 1807, alles Gute Preussens sei vergessen, und nur der Gegenstand des Tadels dieser Chamäleons (der Schriftsteller) geworden.

In einem Aufsätze „Das Erwachen des Nordens“ der 1805 gegründeten Telegraphie, der dem Siegeszug der preussischen Armee folgen sollte, hiess es im Oktober 1806: „Lange hatte der Norden geruht, lange hat ein weiser, menschentfreundlicher Monarch den Vorstellungen, Einladungen und Verheissungen Frankreichs, mehr aber noch den Wünschen und den Eingebungen seines eigenen Herzens, die Ruhe und den Frieden der Völker zu erhalten, Gehör gegeben. Aber das Maass der Verheissungen, der List ist voll. Der Norden ist erwacht! Der erste Schlag von Preussens Braven wird dem Feinde die Wohltat fühlbar machen, die Friedrich Wilhelms Schonung ihm gewährte.“

Dasselbe Blatt sprach sich über denselben Gegenstand, den Entschluss des Königs zum Kriege, nach dem Bekanntwerden des Unglücks, am 28. Oktober, folgendermassen aus:

„Wie gut stände es mit dem Könige von Preussen, hätte er nicht sein Ohr den verführerischen Worten einer unvorsichtigen Fürstin geliehen! Wie glücklich ist die Nation, deren Frauen, treu der Stimme der Natur und bloss den Pflichten ihres Geschlechts geweiht, Feindinnen des Krieges und von den Beratschlagungen des Kabinetts entfernt sind.“

Es ist unzweifelhaft, dass damals in der Armee ein sehr reges geistiges Leben herrschte, dass Vorschläge gemacht wurden, die wir erst jetzt unser Eigen nennen können.

Besonders ist in dieser Beziehung zu nennen der natürliche Sohn des alten Dessaners, Behrenhorst, und vor allen Dingen Bülow, der Bruder des späteren Siegers von Dennewitz. Behrenhorst ist ein Geist der Verneinung, er schrieb sein Buch nach dem Revolutionskriege von 1796 und sucht alte preussische Auffassung mit französischen Anschauungen zu vereinen. So wie andere schwärmt auch er für den ewigen Frieden. Bülow in seiner „Taktik der Neueren“ entwickelte ganz moderne Grundsätze, erklärte die zerstreute Fechtart der geschlossenen überlegen, nahm die Kolonne als Kampfform, predigte im Uebrigen die Umfassungstaktik mit weit ausgedehnten Linien und den konzentrischen Angriff. Sehr sonderbar waren seine Anschauungen über die Entbehrlichkeit der Schlachten, was allerdings durchaus nicht im Geist des neueren Kriegssystems lag und niemals von wirklich grossen Feldherren angenommen worden ist. — Im Uebrigen trat er für die Verwendung der Volkskraft im Heere ein. Es ist die eigentümliche Erscheinung, dass gerade in dieser Zeit zwei grundverschiedene Strömungen auf militärischem Gebiet sich gegenüberstanden. Auf der einen Seite Festhalten an friedericianischen Anschauungen, auf der andern Hinneigung zu fortschrittlichen Dingen. In dieser Gährungsperiode hatte man die wahren Lehren der friedericianischen Zeit vergessen, hatte aber das Richtige der napoleonischen Sache noch nicht in sich aufgenommen. Die Armee war zwar äusserlich noch die Armee Friedrichs des Grossen, aber man hatte vollständig vergessen, was seine Bedeutung ausmacht: seine Opferfreudigkeit und seine Rücksichtslosigkeit, und obwohl man den Namen des grossen Königs beständig im Munde führte, so nahm man sich doch nicht ihn zum Muster, sondern seinen Bruder Heinrich, der stets zu den Frondeurs des Hofes gehört und stets Kritik an allen Massnahmen des Königs geübt hatte. Man fühlte sich dazu bewogen auf Grund eines Ausspruches Friedrich des Grossen: „Prinz Heinrich hat niemals einen Fehler gemacht.“ Damit wollte der König nur sagen, seine Manöver waren so geschickt, dass er sich nie eine Blöße gab. Aber gerade eine Aeusserung des Prinzen Heinrich zeigt am besten, wie weit der Prinz von den wahren Anschauungen über den Krieg entfernt war. Er sagt: „Mein Bruder konnte nichts anderes als bataillieren.“ Das ist ja gerade das, was wir als einen der hauptsächlichsten Vorzüge des Königs

ansehen! Wenn man sich nun einmal die Operationen des Prinzen Heinrich als Muster nahm, so war es nicht schwer, in eine Theorie des Krieges hinein zu geraten, welche im wesentlichen aus Mathematik und aus Befestigungslehre zusammengesetzt war und in der die Geographie übermässig grossen Einfluss erhielt. In diesem Sinne hat auch Bülow sein Buch „Geist des neuen Kriegssystems“ geschrieben. Es ist dieses ein höchst originelles Buch, in dem er sich noch völlig in den Anschauungen seiner Zeit befangen zeigte und die Strategie mathematisch mit Winkeln und Linien behandelte, aber dennoch ein kriegswissenschaftliches Gebäude errichtete, in welchem er die Begriffe der Operation, Operationslinie, Basis, Objekt u. s. w., die uns heute geläufig sind, zuerst feststellte. Mehrfache seiner Darlegungen sind zu Grundsätzen geworden, die unbedingte Gültigkeit haben, so z. B., dass eine längere Operationsbasis, als der Gegner sie hat, vorteilhaft ist. In allen Entwürfen zu Operationen war vom Schlüsselpunkt des Landes die Rede. Noch im Jahre 1814 beherrschte die Gemüter die Idee vom Plateau von Langres, als dem Schlüsselpunkt von ganz Frankreich. Als auf dem Schlachtfelde von Jena die Armee zusammengebrochen war und auch bei Auerstädt die Trümmer sich nach Weimar flüchteten, da wusste der Oberbefehlshaber keinen anderen Weg, als dass er die Weisung ausgab, den Rückzug nach dem Ettersberg bei Weimar zu nehmen. Dort glaubte man den Rückzug zu ordnen und einen Vormarsch auf Berlin verhindern zu können. Man verkannte, dass die Entscheidung einzig und allein die Schlacht gibt. Wie weit man sich vom wahren Begriff des Krieges entfernt hatte, zeigen die Anschauungen über Verpflegung. Während die französische Armee sich vollständig frei gemacht hatte von dem grossen Apparat der Kolonnen und Magazine und aus dem Lande lebte, so hielt, die preussische Armee trotz aller Erfahrungen an dem Prinzip der Selbstverpflegung fest. Die Folge war, dass die preussische Armee an der Saale Mangel aller Art litt. Obgleich die Pferde keinen Hafer hatten und obwohl in der Ratskammer in Weimar grosse Vorräte lagerten, die man hätte nehmen können, so wurde erst um Erlaubnis angefragt. Bis zur Antwort war die Möglichkeit der Benutzung verloren gegangen. Trotzdem zwischen Weimar und dem Lagerplatz am Webicht ein grosser Haufen

trockenen Holzes lagerte, nahm man es nicht in Beschlag, sondern liess die Truppen am 10. und 11. Oktober frieren und ohne Kochholz. Erst am Abend des 12. gab man die Erlaubnis zum Füllen von Bäumen. Clausewitz erzählt als Augenzeuge eine noch seltsamere Scene. Als am 16. Oktober, nachdem die Mannschaften schon den 14. und 15. über nichts genossen hatten, die vollkommen ausgehungerten Truppen bei Creussen ankamen, schickte Prinz August von Preussen nach dem nahe gelegenen Dorfe, um einige Lebensmittel für seine Grenadiere zu holen. Die Bauern weigerten sich, etwas herzugeben; das lag ganz im Stile der Zeit. Es musste Gewalt angewendet werden, und darüber entstand ein Zetergeschrei. Da liess denn der alte Major v. Rabel von der Garde Clausewitz, der des Prinzen Adjutant war, rufen, „war ganz entrüstet über den Vorfall und bat ihn dringend, dem Prinzen vorzustellen, dass ein solches Raubsystem in der Preussischen Armee nicht herkömmlich und dem Geiste derselben zuwider sei.“

General Kalkreuth hatte dafür Abends zuvor befohlen: „Es soll den Truppen Brot gegeben werden, und wenn kein Brot da ist, soll ihnen der Brotgroschen gegeben werden.“ Da an Brotwagen nicht zu denken war, aber ebenso wenig an Geld, bemerkte Prinz August ganz richtig, dass das soviel bedeuete als: „Gebt den Leuten Geld, was ihr nicht habt, damit sie Brot kaufen können, wo keins zu kaufen ist.“

Die Armee hätte so vortrefflich sein können wie sie wollte: schlechte Verpflegung, mangelnde Fürsorge der Offiziere für ihre Untergebenen drückten den Gefechtswert der preussischen Truppen schon vor der Entscheidungsschlacht herab. Dann kam, dass gerade bei den ersten Berührungen bei Schleiz und bei Saalfeld die Preussen unter ungünstigen Bedingungen gefochten hatten, dass sich der Truppe das Gefühl bemächtigte, die Franzosen seien ihr überlegen. Diese Stimmung fand ihren Ausdruck in den Paniken von Jena am 11. und 12. Oktober. Diese sind bei deutschen Truppen stets die Vorzeichen einer Niederlage gewesen. Aber selbst wenn wir die Lage am 12. Oktober, wo Napoleon den vergeblichen Vorstoss auf Gera gemacht hatte oder selbst noch am 13. und 14. nehmen, so war dieselbe keineswegs ungünstig, und wenn wir heute jemanden in die gleiche Lage stellen, so ist es ziemlich sicher, dass ein leidlicher Führer wenigstens einen Erfolg,

wenn nicht einen Sieg bei Auerstedt erringen und sich bei Jena der Vernichtung entziehen könnte. Wie seltsam, die Doppelschlacht von Jena und Auerstedt, mit all ihren Fehlern, mit ihrem Verkennen der Bedeutung von dem Zweck und den Wert des schnellen Handelns findet eine Parallele am 16. August in den Massnahmen der Rheinarmee, die zur Schlacht von Vionville führten. An Stelle von Davoust mit seinem III Korps müssen wir Alvensleben mit seinen Brandenburgern setzen.

Die preussische Armee unterlag 1806 nicht etwa deshalb, weil sie in ungünstiger Lage auf den Feind stiess, sondern weil sie in Verkennung der bewährten fridericianischen Grundsätze in keiner Lage, in der sie auf den Feind stiess, zu siegen vermochte. Daraus folgt auch wesentlich die furchtbare moralische Wirkung der Niederlage. Auch Kollin und Kunersdorf hatten die Preussen verloren, und sie hatten sich getröstet, Maria Theresia müsse auch einmal eine Bataille gewinnen. Damals blieb ihnen die Zuversicht, dass das Kriegsglück wiederkommen müsse, nicht deshalb allein, weil sie der höheren Operationskunst ihres Feldherrn vertrauten, von dessen Tätigkeit der Musketier doch nur unbestimmte Begriffe hat, sondern mehr noch, weil die Truppe von ihrer eigenen taktischen Ueberlegenheit, ihrer höheren Kampfkraft überzeugt war.

Aber nicht die lineare Form als solche, wie man so oft behauptet hat, sondern der Mangel eines Schützengefechts war eine der Ursachen der preussischen Niederlage. Läge die Schuld an der Linientaktik allein, so wäre es ja unverständlich gewesen, wenn die preussischen Führer sie noch weiter angewendet hätten (z. B. Hagelburg, Brigade Borke an der Katzbach 1813). Fast zu gleicher Zeit, wo hier an der Saale die preussischen Linien unterlagen, feierte die Lineartaktik in Calabrien im Gefecht von Maida gegenüber den Angriffen französischer Kolonnen einen der glänzendsten Erfolge, die sich dann auch in Zukunft in Spanien und bei Waterloo wiederholte, bis im Krimkriege die englische Infanterie die Hilflosigkeit der Linien ohne Mitwirkung der Schützen kennen lernte. In der preussischen Infanterie war schon die Verwendung des dritten Gliedes zum Schützengefecht und Flankenschutz vorgesehen.

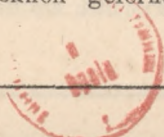
„Das Tirallieren nährt den natürlichen Hundsfott.“ „Ein Bataillon, welches das Vergnügen kennen gelernt hat, in Gräben

und Teichen bis an den Hals gedeckt und sich mit dem Ruf einer grossen Bravheit herumzuschliessen, bis es 60 Patronen los ist, wird auch bei vorkommender Gelegenheit nicht ermangeln, die alte Bekanntschaft mit dem teuren Schutzmittel zu erneuern.“ Diese Gründe sucht man den Vertretern der Schützentaktil entgegen zu halten. Demnach wurde die Verwendung von Schützen bei der Mobilmachung von 1806 befohlen, aber der passive Widerstand im Offizierkorps und die schnell eintretenden Kriegsereignisse hinderten, dass diese Bestimmungen Allgemeingut der Armee wurden. In der Schlacht verliess man sich lieber auf die alten erprobten Formen, als dass man von der Schützentaktil Gebrauch gemacht hätte. Der grossen Masse war das Tirailleurgefecht völlig fremd. Weil die Infanterie nur in ganz unzureichender Weise gegen die Tirailleurs gerüstet war, der eine Teil dem anderen mit stumpfen Waffen gegenübertrat, nur darum vermochte in den Schlachten an der Saale das Tirailleurfeuer, von der französischen Artillerie wirksam unterstützt, die Bedeutung eines entscheidenden Siegesfaktors zu gewinnen, die ihm in der damaligen Schlacht im allgemeinen nicht zukam. Das Reglement vom Jahre 1788 war schon bei seiner Ausgabe veraltet und machten sich die Truppen am Rhein und in Polen einfach von dem Linearschema frei. Diese Erkenntnis führte zur Ausgabe von Erläuterungen, Instruktionen und Privatreglements. Dennoch gelang es nicht, die nicht mehr zeitgemässe Vorschrift im Einklang mit den neuen Forderungen der letzten Feldzüge des 18. Jahrhunderts zu halten. Um der vieltältigen Unsicherheit, die sich aus solchen Verhältnissen ergeben musste, ein Ende zu machen, setzte König Friedrich Wilhelm III. kurz nach seinem Regierungsantritte selbst eine „Instruktion zur Egalisierung der Infanterie“ auf, vollzogen am 11. März 1798; sie sollte einen vorläufigen Ersatz für die geplante Neubearbeitung des Reglements bieten, aber diese verzögerte sich. Von 1798 bis 1805 wurde nun die Infanterie mit Exerziervorschriften geradezu überschüttet. Der Königlichen Instruktion von 1798 folgte am 14. Oktober 1802 eine „Neue verbesserte Instruktion“, dieser am 30. Dezember 1803 ein „Kurzgefasstes und verbessertes Exerzierreglement für alle Regimenter und Bataillons“. Dazu kamen zahlreiche Einzelbestimmungen in Kabinettsordres und in Königlichen Befehlen, die durch die Gene-

raladjutantur oder durch das Oberkriegskollegium den Truppen zugehen.

Neben viel Pedanterie und Formenkram, die in diesen Arbeiten zu Tage treten, brachen sich auch durchaus moderne Bestrebungen auf Nebenpfaden Bahn. Mit Erstaunen liest man, wie Fürst Hohenlohe schon 1803 für dieselben schlesischen Regimenter die er am 14. Oktober 1806 befehligte, die Verwendung des dritten Gliedes zum Tiraillieren einführte. Wie weit die Eigenmächtigkeit in diesen Dingen ging, zeigt wohl am deutlichsten der bekannte Befehl Rüchels vom 1. Oktober 1806, durch den die Infanterieregimenter seines Korps kurzer Hand auf zwei Glieder gesetzt und in drei Bataillone geteilt wurden. In diesem unaufhörlichen Aendern und Neuern tritt unverkennbar auch die gute Absicht hervor, sich den Forderungen der neuen Kampfweise mehr anzupassen; die dunkle Empfindung der taktischen Rückständigkeit war vorhanden. Aber es bleibt bei Anläufen und Halbheiten, bis es zu spät ist. So war ein neues Gewehrmodell schon 1801 festgestellt, im Oktober 1803 waren die neuen Waffen wenigstens für die Potsdamer Garnison fertig, es wurde November 1805, bis die Garde sie empfing, und schliesslich führten im Feldzuge von 1807 die Rheinbundtruppen (Hessen-Darmstädter) die erbeuteten neuen Gewehre, während die ostpreussischen Regimenter ihre alten mangelhaften Waffen behalten hatten. Wenn dennoch und trotz der recht mangelhaften Schiessausbildung die Franzosen gewaltige Verluste erlitten, so ist dieses ein Beweis für die Tüchtigkeit der Truppe. So unwahrscheinlich es klingt, das Zielen wurde geradezu verboten. Am 12. Juli 1803 befiehlt der Feldmarschall v. Mölendorff für die berlinische Inspektion: „Denen Leuten muss das Anschlagen besser gezeigt werden, dass sie den Kopf nicht mehr wie bisher auf die Kolbe legen und zielen, sondern die Kolbe an die Schulter drücken, den Kopf gerade aufrecht haltend, und so horizontal anschlagen, als welches Seine Majestät der König bei der diesjährigen Revue hauptsächlich erinnert und befohlen haben!“

Dann war eine Ursache der Niederlage, die Zersplitterung der Kavallerie und Artillerie, sowie die Unfähigkeit, sie gemeinsam mit der Infanterie handeln zu lassen. Hierzu kommt noch die vollständige Gedanken-Armut aller Führer, die auf den Exerzierplätzen nichts anderes kennen gelernt hatten, als den Vormarsch



geschlossener Bataillone und nie gezwungen waren, einmal selbständig einen Entschluss zu fassen. Hohenlohe lässt sich ohne weiteres am 13. durch Massenbach verleiten, von dem Angriff auf den Landgrafenberg Abstand zu nehmen und das Lannes'sche Korps in das Saaletal zu werfen. Ebenso versucht Schmettau bei Auerstädt erst im letzten Augenblick, die schwachen französischen Vortruppen von den Höhen oberhalb Kösen zurück zu werfen. Anstatt dass Rüchel bei Kapellendorf eine Aufnahmestellung nimmt, geht er mit Staffeln von einem Flügel zum Angriff vor und stürzt in das offene Verderben. Wir sehen überall wohl die preussische Infanterie zum Feuern aufmarschieren und ein kräftiges Feuer abgeben, aber kein Mensch spricht das erlösende Wort: „Vorwärts!“ Gerade dieses war das Geheimnis der fridricianischen Taktik gewesen, sie hatte mit einer Infanterie wie der König sie noch bei Prag und Kollin hatte, auch bei Jena sich bewährt: „Für die Infanterie des Jahres 1745 gab es nichts so Verderbliches, nichts so Ungewöhnliches und Unerwartetes, dass sie davor zurückgeschreckt wäre. Sie stürmte über glatt bestrichene Flächen gegen Höhen, welche mit schweren Kanonen gespickt und von einem an Zahl überlegenen Feinde verteidigt waren. Sie kämpfte in Dorf und Wald, sie scheute sich sogar nicht, bei Erkletterung schneebedeckter Felsenhöhen unter den Augen des Gegners ihre Linien zu brechen und in ungeordneten Haufen dem geschlossenen Stosse zu begegnen.“ Selbst der schlimmsten Zumutung, die damals an eine Infanterie gestellt werden konnte: aus der Marschkolonne heraus ohne Rücksicht auf die gewohnte Schlachtordnung brigade- und regimenterweise in den Kampf zu gehen, zeigte sie sich gewachsen. Man tut sehr unreccht, diese Bataillone als Maschinen zu betrachten, die nur in dem gewohnten Getriebe arbeiten konnten. Die Art und Weise, wie bei Hohenfriedeberg angegriffen wurde, war das gerade Gegenteil von allem Erlernten und Ueberlieferten. Diese Infanterie stand hoch über ihrer Zeit. Der König wusste, dass er ihr Alles zumuten konnte.“ \*)

Das war der Angriff bis in den Feind hinein, ohne Schuss durchzuführen. Auf Grund der Erfahrungen im ersten schlesischen

---

\*) Generalstabswerk, Kriege Friedrich des Grossen, II. 3, Seite 253.

Kriege war unter ungenügender Berücksichtigung der mitsprechenden Faktoren die Idee von der Möglichkeit des Vorschreitens der Infanterieangriffs ohne Feuerunterstützung entwickelt und bei Gelegenheit der vom Könige im Uebrigen so überaus sachgemäss geleiteten Uebungen gesteigert hatte. Der Erfolg beim Getecht von Reichenberg, bei dem der Feind wich, ohne dass die vorgehende Infanterie einen Schuss getan hatte, mag vielleicht als gelungene Probe dieser Angriffsform gegolten haben, indessen dort hatten Geländefalten das Vorgehen begünstigt, sodass die preussischen Bajonette überraschend in verhältnismässiger Nähe erschienen. Auch bei Prag wurde dem Befehl, nicht zu schiessen, auf lange Dauer Folge gegeben; es war ein Triumph der Disziplin und des Selbstvertrauens, aber, da auch die artilleristische Feuerwirkung fehlte, wurde diese Taktik um so verhängnisvoller. Nicht ohne Zusammenhang mit diesem unentwegten, durch eigenes Feuer nicht oder nur unzureichend unterstützten Vorschreiten gegenüber der ungebrochenen Feuerkraft des Gegners ist der grosse Verlust an Generalen, die sich vor der Front ihrer Truppe befanden, und zwar die „Säulen der Preussischen Infanterie“, wie der König klagt. Jetzt im Jahre 1806 war dieses vergessen und man vertraute auf das Massenfeuer der aufmarschierten Bataillone, selbst gegen die im Gelände eingenisteten Schützenschwärme. Wo aber preussische Truppen ihrer Eigenart nach verwandt werden, wie bei Jabel, Nossen und Altenzaun, dann haben sie auch Erfolg. Ich möchte gerade daran erinnern, dass die preussischen Truppen sich mit unvergänglichem Ruhm in der Schlacht bei Pr.-Eylau 1807 bedeckten. Schwer kämpft die russische Armee gegen den Ansturm Napoleons. Sie ist im Begriff zu erliegen. Da nahen sich die Preussen unter L'Estocq dem Gefechtsfelde, der sie hinter der Front der Russen entlang führt zum Angriff gegen ein Birkenwäldchen, welches den rechten Flügel Davoust's bildet. Ganz anders als bei Jena gestaltetete sich die Sache. Die preussischen Truppen wurden darauf aufmerksam gemacht, dass es darauf ankomme, möglichst bald in den Feind einzubrechen und so geschah es denn auch. Ich führe einen Augenzeugen an: „Dieser schöne Angriff (auf das Birkenwäldchen) ward ganz im Sinne der alten preussischen Taktik, aber auch mit altem preussischen Mute ausgeführt. Generalmajor von Rembow, der diese Brigade führte, stieg vom Pferde,

setzte sich zu Fuss vor die Mitte der Linie, rief ihr ein Hurrah zu und so avancierte dieselbe mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, ruhig und in der schönsten Ordnung, wie auf dem Exerzierplatze gegen den Feind, der hinter die Bäume versteckt, ein wütendes Feuer unterhielt. Ihr ging der Siegesgott voran, der so oft Friedrichs Fahnen geleitet hatte, er schien die Neuerungs-süchtigen entwaffen zu wollen, welche seit einiger Zeit schwarmweise sich herzudrängten, um das schöne Gebäude des grössten Monarchen unbedingt einzureissen, nicht ahnend, dass dem mit Einsicht und Entschlossenheit unternommenen Angriff der Preussen noch kein Kunstgriff der sogenannten modernen Taktik widerstanden hat, wo beide fehlten, musste das Uebergewicht auf Seiten des Feindes um so grösser sein, da derselbe Einsicht und Mut fast immer mit Ueberlegenheit der Streitkräfte verband.

Man muss diesen Angriff gesehen haben, um sich von dem Mut und von der Kaltblütigkeit einer gut angeführten preussischen Infanterie einen Begriff machen zu können. Kurz vor dem Gehölz machte die Linie Halt, chargierte einige Male mit Bataillonen, tratt sodann im Geschwindschritt an und lief dem Feinde mit Heftigkeit auf den Hals. Es entstand nun ein unregelmässiges Musketenfeuer. Der Feind verteidigte sich von Baum zu Baum usw.

Also die Infanterieführer hatten wieder handeln gelernt; die Kleinheit der Abteilung begünstigte das allerdings; wer weiss, ob sich Generalmajor von Rembow im Verbande eines dreissig Bataillone starken Treffens zu einem Angriff selbstständig entschlossen hätte, selbst bei sehr günstigen Verhältnissen.

Wenn ich an dieser Stelle noch einmal zurückblicke und die Ursachen der Niederlage zu erkennen suche, so sehe ich sie vor allen Dingen in der Politik, in der Heerführung, in der geringen Stärke des preussischen Heeres und dann in der unglücklichen Zusammensetzung des Hauptquartiers. Keineswegs darf man annehmen, dass die Armee dauernd vom Unglück verfolgt sei. Das ist nicht der Fall. Moltke hat einmal gesagt: „Auf die Dauer hat nur der Tüchtige Glück.“ Ich möchte diesen Ausspruch dahin erweitern, dass nur der Tüchtige auf die Dauer die günstige Lage auszunutzen im Stande ist.

Die Schlacht von Jena war eine verlorene Schlacht wie so viele andere. Sie war nicht schlimmer als der Verlust von Kollin,

von Hochkirch und von Kunersdorf. Aber damals stand auf preussischer Seite ein Feldherr wie Friedrich der Grosse, von dem der im feindlichen Hauptquartier weilende General Montazet schrieb: „Man hat gut reden, dass der König von Preussen schon halb zu Grunde gerichtet ist, dass seine Truppen nicht mehr dieselben sind, dass er keine Generale hat, alles das kann wahr sein, aber sein Geist, der alles belebt, bleibt immer derselbe und unglücklicherweise bleibt unser Geist auch immer derselbe!“ Was war denn dieser Geist? Clausewitz, der Leiter des taktischen Unterrichts Friedrichs Wilhelms IV. gibt die beste Auskunft. Er fordert im Jahre 1810, als Preussens Existenz ganz und gar von dem Willen Napoleons abhing, von dem damaligen Kronprinzen: „mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut machen, ihn immerfort in sich nähren, sich ganz daran gewöhnen,“ dann rät er seinem hohen Schüler „sich die gefährlichsten Lagen am häufigsten zu denken und am besten darüber mit sich einig zu werden, das führe zu heroischen Entschlüssen aus Gründen der Vernunft.“ Weil Friedrich II. mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut war, meint er, „unternahm er an jenem denkwürdigen 5. Dezember den Angriff bei Leuthen, nicht weil er herausgerechnet hatte, dass er mit der schiefen Schlachtordnung die Oesterreicher höchstwahrscheinlich schlagen würde.“ In den Jahren tiefer Demütigung, die den Befreiungskriegen vorausgingen, als jeder Tag den Untergang Preussens bringen konnte, beschwört der Mitarbeiter Scharnhorsts den Geist des Heldenkönigs vor dem Erben der preussischen Krone herauf, indem er zu ihm äussert: „Irgend ein grosses Gefühl muss die grossen Kräfte der Feldherrn beleben, sei es der Ehrgeiz wie in Cäsar, der Hass des Feindes wie in Hannibal, der Stolz eines glorreichen Unterganges wie in Friedrich dem Grossen.“

Wenn ein solcher Geist 1806 in Preussen fehlt, so hat man den Zeitgeist dafür verantwortlich gemacht. Man hatte vom Grossen König so zu sagen nur die eine Seite seines Wesens in sich aufgenommen, die geistreich philosophische Anschauung des Zeitalters der Aufklärung, um darüber die tief innere Kraft des Gemütes, die ihn doch allein zu dem Helden der 7 Jahre gemacht, den gewaltigen Ernst seines königl. Pflichtgefühls

vergessen. Man war zu aufgeklärt, zu human, um Menschenblut gering zu achten, selbst wo es eine heilige Sache galt. Es ist zu hoffen, dass der furchtbare Schlag von 1806 uns für immer mahnen wird, auf unserer Hut zu sein gegen uns selbst und die menschliche Schwäche, dass die Lehre, die uns Napoleon, der grosse Realist, der würdig das realistische 19. Jahrhundert eröffnet hat, als für immer gegeben, in unserm Gedächtniss haften bleiben wird.

Ich will nicht verkennen, dass nach den gewaltigen Leistungen Preussen im 18. Jahrhundert ein Ruhebedürfnis sich geltend machte. Stolz war man auf das Heer, man konnte nicht fassen, dass gerade diese Armee, welche der Welt als die Verkörperung alles militärisch Vollkommenen erschien, von dem unterschätzten französischen Heere, in der man noch die ungezügelten Horden der Revolution sah, geschlagen werden könnte. Nun kam die Niederlage. Allgemeine Entmutigung erfasst das Volk; das die Ursache, weshalb so wenig geleistet wird.

Zuerst die Behörden! Die berühmte Proklamation „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ in Berlin ist zum Schlagwort einer engherzigen Philisterei geworden. In Leipzig forderte schon am 13. Oktober, also vor dem Entscheid der Waffen, der Magistrat eine „wohldenkende Bürgerschaft“ auf, sich ruhig zu verhalten, und den Franzosen durch eine „bescheidene und gutmütige Aufnahme“ zu Gefallen zu leben. — Der Magistrat von Berlin hatte sich derart gegen einen verborgenen Waffenbesitz „bei Todesstrafe“ ereifert, dass der französische Kommandant ihm sogar auftrug, die Einwohner wegen dieser strengen Massregel zu beruhigen. Die Presse wusste deshalb nicht genugsam diesen „würdigen Mann“ zu preisen. Der Civilgouverneur von Berlin, Fürst Hatzfeld verminderte aus Sorge für die Sicherheit der Stadt die Absendung der im Zeughause befindlichen 40 000 Gewehre und 50 Kanonen, weil der Feind diese Absendung der Stadt zur Last legen könnte. Eine Verfügung an die Landräte der Mittelmark machte ihnen zur Pflicht, „den Marsch der französischen Truppen zu erleichtern“. — Vielfach verweigerten Magistrate und Bürgerschaft Verpflegungsmassregeln der preussischen Befehlshaber zur Ausführung zu bringen und baten um Räumung der Stadt durch die preussischen Truppen, um sie beim Her-

annahen der Franzosen nicht in Schaden zu bringen, so z. B. bei Anklam den 31. Oktober. In Berlin verhöhnte man die gefangenen Offiziere des Regiments Gensdarmes, man empfing Napoleon feierlich am Thor und läutete die Glocken bei seinem Einzuge. Der unerhörten Weise von Napoleon verlangte Eid, „nach allen Kräften dazu beizutragen, die Anordnungen für den Dienst der französischen Armee auszuführen und weder Briefwechsel noch irgend eine andere Art von Verbindung mit den Feinden derselben zu unterhalten,“ wurde von den Spitzen der Behörden und der Stadtverwaltung ohne Anstand geleistet. Die schon gebildete Bürgergarde wurde auf Befehl des französischen Kommandanten vermehrt, und wenn sie auch nur Polizeizwecken dienen sollte, so ersparte sie den Franzosen doch Truppen zur Besetzung der Stadt.

Die rühmlichen Ausnahmen der Kolberger Bürger, unter welchen Nettelbeck vor Allem zu nennen, und eines Theils von Schlesien müssen erwähnt werden. Ueberhaupt zeigte sich in Schlesien, einer der jüngst erstrittenen Provinzen, bei Weitem die meiste Neigung zum Widerstand unter den Einwohnern, was im Uebrigen damit zusammenhängen möchte, dass die gebirgige Gegend dem Volks- und Parteigängerkriege günstig war, und Schlesien Zeit hatte, sich von der ersten Betäubung, welche mit voller Wucht auf die Mark und Pommern fiel, zu erholen.

Wir kommen nun zu dem Verhalten der Presse, hauptsächlich der Berliner. Wenn wir auch anerkennen wollen, dass die Gegenwart des Feindes und der durch ihn ausgeübte Druck immerhin in Betracht gezogen werden müssen, so durfte doch diesen Verhältnissen nur so weit nachgegeben werden, als es die Würde und die eigene Selbstschätzung gestatteten. Dies war aber keineswegs der Fall. Einige Proben werden genügen.

„Der König von Preussen ist über die Weichsel gegangen. 15–16 000 Mann ist das Höchste, was sich an der Weichsel befinden kann.“ Spenersche Zeitung vom 8. November 1806: — Der König von Preussen! — als ob Berlin schon eine französische Stadt wäre. Und wie patriotisch, seine Macht möglichst gering zu schildern!

Der Kammerrat Wislinke wird geschmäht, weil er auf das linke Oderufer gegangen ist, um dem König von Preussen zu fol-

gen, da er doch „Seiner Majestät dem Kaiser Napoleon“ den Eid geleistet. Spenersche Zeitung vom 30. 12. 1806 — Die Petersburger Zeitung lobt die Preussen, dass sie die Anhänglichkeit an den König nicht verloren haben. Alle wünschten die Fortsetzung des Krieges. Die Spenersche schreibt dagegen, „dies könnte man wohl in Petersburg glauben, aber nicht in Berlin“.

Napoleons Persönlichkeit wurde in dieser Zeit aufs lebhafteste gefeiert und verherrlicht, ebenso die „grande nation“. Er wird mit Epitheta wie der „Grosse“, der „Herablassende, als ein Mann, der alle Herzen gewinnt, geschildert. Europäische Annalen 1806. Politisches Journal 1806. — Die „Neuen Feuerbrände“ raten der Seydlitz-Statue, auf dem Wilhelmsplatz zu versinken. Der Triumph von Rossbach sei gerächt. „Es ist kein Deutschland mehr!“ ruft das „Politische Journal“. „Was man für Anstrengungen einer gegen ihre Auflösung kämpfenden Nation hält, sind nur Klagen weniger Menschen an dem Grabe eines Volkes, das sie überlebt haben.“ Und: „Polen soll wieder geboren werden. Seine neue Bestimmung ward bei Jena geboren“.

Es ist eine ernste Frage, die an uns herantritt, was wird unser Volk leisten, wenn wir in Zukunft nach einer Niederlage den Feind im eigenen Lande sehen werden? Im Volke haben wir uns auch an den Glauben gewöhnt, dass unsere Armee unbesiegbar sei der Gedanke liegt den meisten fern, dass unsere Armee einmal geschlagen werden könne. Es wäre falsch, die Misserfolge von Langensalza, Trautenau und Coulmiers zu beschönigen oder zu vertuschen. Ich weiss nicht, ob unser Volk die nötige Energie besitzen wird, dauernd unglückliche Schlachten ertragen zu können. Wie war es in Frankreich nach der Niederlage von Sedan? Der Geist des Volkes, eingedämmt durch das zweite Kaiserreich machte sich Luft als ein Gambetta in Tours alles zu neuen Taten beseelte und aus dem Nichts Armeen schuf. Es sind damals auch von uns die Leistungen des Dictator Gambetta, jenem einäugigen, jüdischen Rechtsanwalt, der sich bis dahin niemals mit militärischen Dingen beschäftigt hatte, verurteilt worden und doch können wir jetzt nur bewundernd zu ihm aufblicken, wenn auch nicht verkannt werden soll, was die dilettanten-hafte Art der Kriegsführung Frankreich gekostet hat. Aber wie

ganz anders würde das Urteil über Gambetta lauten, wenn die Mission von Thiers Erfolg gehabt hätte und andere Mächte in den Krieg eingeschritten wären. Bei uns fehlte aber 1806 eine derartige Stimmung, wie sie Clausewitz kennzeichnet und es fehlte eine tatkräftige Persönlichkeit. Gerade damals hat man viel von Philanthropie und Humanität geredet, man hat in der Armee von 1806 den Gedanken grossgezogen, es sei besser, die Truppen dem Vaterlande zu erhalten als sie zu verbrauchen. Eine übermässige Schonung hatte Platz gegriffen. Aber in einigen Kreisen war doch schon eine Wendung zum Besseren eingetreten. Es ist bemerkenswert, dass zu einer Zeit, wo Goethe und Wieland noch vollständig unter dem Einfluss des Gedankens an Weltfrieden und Abrüstung stehen, ersterer Napoleon geradezu als „unseren Helden“ bezeichnet, dass damals Schiller seinen Wallenstein schrieb und im Jahre 1801 seine „Jungfrau von Orleans“ sprechen lässt:

Für seinen König muss das Volk sich opfern,  
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.  
Der Franke weiss es nicht und wills nicht anders.  
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht  
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Aber solche Gesinnung war noch nicht Allgemeingut des Volkes geworden, hierin finden wir auch die Erklärungen für die grosse Zahl der Kapitulationen. Wenn wir die ganze Stärke der Armee, die auf dem Kriegsschauplatze war, mit 135 000 Mann annehmen, so haben von dieser Armee etwa 50 000 Mann die Waffen gestreckt, es sind vielleicht 30 000 Mann in der Schlacht gefallen und gefangen, der Rest ist in der Verfolgung gefallen und versprengt worden. Jedenfalls ist er nicht nachweisbar. Es ist für jeden Soldaten eine ernste Frage, inwieweit ist eine Kapitulation im freien Felde, wie sie Hohenlohe und Blücher eingegangen sind, berechtigt? Ich glaube, die beste Lösung findet diese Frage in Blüchers Worten: „Ich kapituliere, weil ich kein Brod und keine Munition mehr habe“. Jedenfalls wird eine Kapitulation nur dann berechtigt sein, wenn alle Mittel des Widerstandes erschöpft sind, wenn die Truppen einen Versuch gemacht haben, sich durchzuschlagen, und bei diesem Versuch zusammengeschossen wurden. Dann werden wir es erst verstehen können, wenn die wenigen Reste

eine Kapitulation, die ihnen angeboten wird, annehmen. Nicht gerechtfertigt ist aber eine Kapitulation, wie sie die Truppen bei Pasewalk eingingen, wo man es über sich brachte, ohne weiteres zu den Franzosen zu schicken und die Waffenstreckung anzubieten. Wir wollen aber nicht vergessen, dass gerade jener Führer, welche bei Prenzlau am heftigsten drängte und die Avantgarde von Lannes führte, General Dupont selbst 2 Jahre später in Spanien bei Boylen eine nichtswürdige Kapitulation eingegangen ist, um das geraubte Gut, was die Soldaten zusammen gebracht hatten zu retten. Durchaus falsch ist es, wenn Hohenlohe abgezweigten Abteilungen den Befehl gab, ebenfalls die Waffen zu strecken, und es ist unbedingt richtig, wenn Prinz August von Preussen, als ihn die französischen Offiziere auffordern liessen, er möge doch den Grenadieren die Fortsetzung des Widerstandes verbieten, antwortete: „Die sind glücklicher als ich, die sind frei und dürfen noch fechten, ich bin Gefangener.“ Ich glaube, wir werden ein volles Verständnis haben für eine solche Truppe, wie sie sich unter dem Prinzen August bis zuletzt gewehrt hat. So leicht, sagt man, das kann heutzutage auch nicht mehr bei uns vorkommen. Ich möchte geradezu warnen vor einer derartigen Auffassung. Man weist darauf hin, mit welchem Mut sich unsere Truppen in Südwest geschlagen haben, und weist darauf hin, wie englische Offiziere im Buren-Feldzuge ohne weiteres die Kapitulation angenommen haben. Wir wollen aber nicht vergessen, dass dieselben Offiziere mit der gleichen Tapferkeit wie die unsrigen gegen Zulu und Afghanen gefochten haben und nicht daran gedacht haben, sich zu ergeben. Wir wollen uns erinnern, dass die englische Armee seit langen Jahren angekränkelt war, von ähnlichen Humanitäts-Auffassungen, wie ich sie für 1806 soweit schon angeführt habe, und dass gerade in der englischen Armee als Kriterium eines guten Führers die geringe Höhe der Verluste galt, und dass dadurch ein schwacher Einsatz der Truppen herbei geführt wurde.

Wie treffend und mustergültig für alle Zeiten sagt Clausewitz: „Wir mögen nichts hören von Feldherren, die ohne Menschenblut siegen. Wenn das blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel ist, so soll das nur eine Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht die Schwerter, die man führt, nach und nach aus Menschlichkeit stumpf zu machen, bis wieder einmal einer

kommt mit einem scharfen, der uns die Armee vom Leibe weg haut“ Dass solche langhingezogenen Kriege ohne blutige Vernichtungsschlachten schliesslich doch am verlustreichsten zu sein pflegen, beweist gerade der Feldzug in Südafrika.

Je ernster und erbitterter ein Krieg geführt wird, je weniger sich die Gegner untereinander verständigen können, um so geringer pflegt die Zahl der Gefangenen zu sein. Bei Isandlwana (1879) erliegt ein englisches Bataillon bis auf wenig Entkommene den Speeren der Zulus, auch bei Maiwand (1880) hat sich wohl kaum ein Mann den Afghanen ergeben, da auf Schonung nicht zu rechnen war. Wie anders in Südafrika: Bur und Brite verstanden die gleiche Sprache, die Absicht, seine Gegner zu töten, lag bei dem Buren so leicht nicht vor, den gefangenen Mannschaften wurden Ausrüstung, Pferde und Waffen abgenommen, meist liess man sie dann laufen, nur ein Teil wurde in Prätoria interniert, aber durchaus schonend behandelt. Man vergleiche hiermit, welchen Insulten unsere Gefangenen mehrfach in Frankreich ausgesetzt waren. Gleich in den ersten Tagen des Feldzuges kamen Waffenstreckungen stärkerer Abteilungen vor, die anscheinend auch nicht mit gebührender Strenge geahndet wurden. Fast gewinnt man den Eindruck, als wenn der Waffenstreckung sogar eine gewisse Berechtigung von den Mannschaften zuerkannt wurde, um sich aus schwieriger Lage zu befreien.

In dem deckungslosen, weithin von feindlichen Geschossen beherrschten Gelände war ein Durchbruch allerdings schwer, ein Zurückgehen unzweifelhaft mit grossen Verlusten verknüpft. Es kam hinzu, dass es den berittenen Buren leicht war, einzelnen Abteilungen den Weg zu verlegen; man muss ferner berücksichtigen, dass der Krieg in der heissesten Jahreszeit in einem wasserarmen Gelände geführt wurde, dass die Mannschaften früher als unter anderen Verhältnissen glaubten an der Grenze ihrer Kraft angelangt zu sein.

Unbedingt muss auch in Zukunft verlangt werden, dass eine im freien Felde eingeschlossene Truppe erst einen ernsten Versuch macht, sich durchzuschlagen, ehe der Gedanke auftauchen darf, die Waffen zu strecken. Im Gegensatze zu dieser Auffassung hat das englische Untersuchungsgericht den bis zum 1. Juli 1900 vorgekommenen 226 Waffenstreckungen (182 Offiziere, 4984 Mann,

blutige Verluste 168 Offiziere, 2124 Mann) bis auf 3, wo nur einzelne Leute sich gefangen nehmen liessen, eine Berechtigung zugestanden. Was aber den englischen Offizieren gefehlt hat, das ist die Energie, den Versuch einzelner Leute, sich zu ergeben, sofort im Keime zu ersticken. Wenn der erste Mann, der mit seinem Taschentuch winkte, von seinem Offizier eine Kugel in den Kopf erhalten hätte, so würde man das bald sein gelassen haben.

Fasse ich nun alles zusammen, so liegen die Ursachen der Katastrophe in dem Verkennen der wahren Aufgaben von Staat, Volk und Heer. Die Staatsleiter träumten sich in den Gedanken hinein, das höchste Ziel der Staatsleitung sei Frieden und Genuss. Frieden um jeden Preis, das scheint das Höchste zu sein. Man hatte ganz vergessen, was Treitschke im Jahre 1869 so trefflich gesagt hat: „Jedes Volk, zu allermeist ein feingebildetes, wird in langer Friedenszeit leicht der Verweichlichung und der Selbstsucht verfallen. Das unbeschränkte Behagen der Gesellschaft ist der Untergang nicht nur des Staates, sondern zugleich aller idealen Güter des Lebens. Spiessbürgerlicher Sinn oder weltmännische Rührigkeit, welche nur die Befriedigung aller Gelüste des einzelnen im Auge hat, unterwühlt die Fundamente einer höheren sittlichen Weltanschauung und den Glauben an Ideale. Flache Köpfe gelangen zu dem Wahne: der Lebenszweck des einzelnen sei Erwerb und Genuss; der Zweck des Staates sei kein anderer als der, seinen Bürgern das Geschäft zu erleichtern; der Mensch sei bestimmt, teuer zu verkaufen und wohlfeil einzukufen; der Krieg aber, der ihn in dieser Arbeit störe, sei das grösste Uebel und das moderne Heerwesen nur ein trauriger Ueberrest mittelalterlicher Barbarei. . . . Einem solchen Geschlecht gereicht es zum Segen, wenn ihm das Schicksal einen grossen und gerechten Krieg sendet, um je lieblicher sich die bequeme Gewohnheit des bloss sozialen Lebens den Menschen ins Herz geschmeichelt, um so gewaltiger erscheint dann der Rückschlag, der sich emporruft zu kriegerischer Tat im Dienste des Staates. . . . „Und sobald der Staat ruft: Jetzt gilt es mir und meinem Dasein! -- da erwacht in einem freien Volke die höchste aller Tugenden, die so gross und schrankenlos im Frieden niemals walten kann: der Opfermut. Die Millionen

finden sich zusammen in dem einen Gedanken des Vaterlandes, in jenem gemeinsamen Gefühle der Liebe bis zum Tode, das, einmal genossen, nicht wieder vergessen wird und das Leben eines ganzen Menschenalters adelt und weilt . . .“ Die Grösse des Krieges liegt in jenen Zügen, welche die schwachmütige Aufklärung ruchlos findet. „Eine grosse Nation muss mächtig sein!“ ruft Scherr 1870 aus. „Das ist nicht nur ihre Pflicht, sondern auch ihre Natur! Findet sie Widerstand, so darf sie nicht nur, sondern sie muss ihrem Rechte gewaltsam Bahn schaffen und zur Kriegführung schreiten, welche die ultima ratio war und sein wird, solange Menschen und Völker auf Erden lebten und leben werden.“

Die preussische Nation schwärmte vor 1806 für Wehrhaftmachung des ganzen Volkes. Man berauschte sich an antiken Vorbildern, aber vergass darüber die eigenen Pflichten. Dem Heere müssen wir unbedingt den Vorwurf machen, dass ihm der Vernichtungsgedanke abhanden gekommen war. Es war vergessen worden, dass der Krieg ein Kampf ums Dasein ist, ein Kampf auf Leben und Tod. Aber es sind zwei Erscheinungen, die im Feldzuge von 1806 besonders hervorgetreten. Die eine Erscheinung ist die, dass niemand im Volke geahnt, auf welchem Vulkane man gelebt hatte, wie leicht der preussische Staat zusammenbrechen könne, und dass man sich über die Widerstandsfähigkeit und Opferfreudigkeit Illusionen hingab, die in keiner Weise erfüllt wurden. Die Niederlage trifft keine innerlich taule und verrottete Armee, sondern eine in der fleissig gearbeitet wurde. Wären die Schäden so gross gewesen, wie man es gern behauptet hat, dann hätte das Unglück keiner Erklärung bedurft.

Die andere Erscheinung ist die schnelle Aufrichtung des armen Preussens. Gründlich war aber auch die Umgestaltung vorgenommen. Von allen Generalen des Jahres 1806 finden wir in den Befreiungskriegen nur noch 4 vor: Blücher, Wobeser, Tauentzien und Hirschfeld. Aber es ist das eigentümliche, dass all dasjenige, was uns das Jahr 1813 gebracht hat, schon seit Jahren angestrebt wurde. Allgemeine Wehrpflicht, Aenderung in Taktik und Bewaffnung, alles das waren dauernde Forderungen gewesen, welche bis zum Jahre 1806 gestellt, aber nicht erfüllt worden waren. Wenn man eine Heeres-Reform rechtzeitig durchgeführt hätte, so wäre manches Unglück vermieden worden, und gerade

wenn wir den Aufschwung Preussens im Jahre 1813 sehen, wenn wir die Entstehungs-Geschichte der einzelnen Reformen verfolgen, so kommen wir zu dem Urtheil, dass es nicht die 6 Jahre von 1806—1812 gewesen sind, in denen Preussen sich aufraffte, sondern dass es eine 26 Jahre lang anhaltende Arbeit war, deren Ergebnis wir erst 1813 vor uns sehen. Im Jahre 1806 befanden sich die Anschauungen des preussischen Volkes sowohl in politischer wie in militärischer Beziehung in einem Gärungsprozess. Man hatte sich von dem alten noch nicht recht losgelöst und das neue noch nicht ergriffen. Napoleon würdigte dieses besser als wir Deutschen und drängte zur Entscheidung, ehe eine Heeresreform und eine Geistesreform sich vollzogen hatte. Die Staatsreform, die Stein eingeleitet, wurde 1806 aufgeschoben und weshalb wurde die Heeresreform, die ganze 500 000 Taler kosten sollte, nicht durchgeführt? Man wagte nicht dem Staate ein derartiges Opfer zuzumuten. Aber wie ganz anders sind die Opfer gewesen, die Napoleon den armen Preussen zumutete. Die Kriegsentschädigung belief sich auf  $96\frac{1}{3}$  Millionen Taler. Weit gewichtiger aber sind die Kosten, welche die einzelnen Provinzen aufzubringen hatten. Es liegen uns gute Angaben vor über die Provinz Ostpreussen. Darin werden die Ausgaben für Getreide und Vieh auf 99 Millionen Taler, für Schäden an Gebäulichkeiten und Sachen auf 56 Millionen, Kontribution an die feindliche Armee auf 61 Millionen angegeben. Eine einzige arme Provinz hatte also 206 Millionen Taler aufzubringen. Nun, derartige Zahlen geben zu denken.

Die Frage ist sehr naheliegend: „Kann uns auch jetzt wieder ein Jena bevorstehen? Die Armee ist gut, unzweifelhaft verhängnisvoll aber ist die Art und Weise, wie von der Volksvertretung mit der Bewilligung von Mitteln für notwendige Verstärkung der Armee geknausert wird. Die Vermehrung der Armee wird hinausgeschoben, die volle Ausnützung der Wehrkraft wird verhindert und die Umbewaffnung der Artillerie verschleppt bis es vielleicht zu spät ist. Ich will garnicht einmal von den notwendigen Ausgaben für die Flotte reden. Und die andere Frage, die ich bereits gestreift habe: Ist unser Volk in der Lage, einen unglücklichen Feldzug aushalten zu können?

Da muss sich jeder an die eigene Brust schlagen! Ich sehe für uns einen schweren Uebelstand in der sich überall bemerkbar

machenden Nörgelsucht und Interessenpolitik. Gerade diese Nörgelsucht und Interessenpolitik die hindert uns an der Entwicklung grossdeutschen Denkens und Fühlens. Und fragen wir uns, warum ist denn die grosse russische Armee von dem kleinen Japan geschlagen worden? Sie ist geschlagen worden infolge eines Sparsystems, für das wir kein Verständnis haben, weil man nicht an einen Krieg glauben wollte, und weil man zögerte die Streitmittel in Ostasien zu vermehren, weil die Führer des russischen Heeres angesteckt waren von philanthropischen Ideen, weil sie mit Blut gegeizt haben. Das war immer die kostspieligste Art der Kriegsführung. Und warum haben die Japaner gesiegt? Weil Staat und Volk einmütig waren in Opferfreudigkeit, weil sie einem einzigen grossen Ziele zugestrebt haben und der geringste Mann wie der höchste Heerführer sich darüber klar waren, dass grosse Ziele auch grosse Opfer fordern. Für die Niederlage von 1806 dürften wir nicht einen Stand allein verantwortlich machen, wir dürfen nicht die Schuld allein dem Nachbar zuschieben, das ganze Land, die ganze Armee, die Regierung, Bürger und Bauer, alle tragen die Schuld! Es ist zu hoffen, dass der furchtbare Schlag von 1806 uns für immer mahnen wird, auf unserer Hut zu sein, gegen uns selbst und gegen die menschliche Schwäche. Es ist dies eine bittere Wahrheit für uns, die aber Früchte tragen wird, wenn wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, welche Opfer ein neuer Waffengang fordert. Und in diesem über kurz oder lang einmal zu bestehendem Kampfe soll und muss unsere Armee siegreich sein. Ist das nicht der Fall, dann müssen wir davon überzeugt sein, dass wir nicht mit Gebietsverlust oder mit Kriegsentschädigung davon kommen werden, sondern dass die Niederlage für uns bedeutet: das Ausstreichen unseres ganzen Volkes aus der Geschichte, Vernichtung der deutschen Staats- und Handelsmacht. Ein Jahrhundert genügt kaum einen Staat zu bilden, ein Augenblick vermag ihn in den Staub zu werfen!



Wojewódzka i Miejska Biblioteka Publiczna  
Im. E. Smółki w Opolu

nl. inw. :

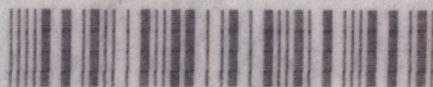
7969 s

Syg. :

ZBIORY SLASKIE

Wojewódzka Biblioteka  
Publiczna w Opolu

7969 S



001-007969-00-0

